

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Oldenburger Landeszeitung. 1884-1886
1886**

21.1.1886 (No. 9)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-1000257](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-1000257)

Landeszeitung.

Die „Oldenburger Landeszeitung“ erscheint wöchentlich dreimal, Dienstags, Donnerstags und Sonnabends.

Vierteljährlicher Abonnementspreis 1,50 M. — Inseratenpreis für die 4gespalt. Zeile 15 S.

Redaktion: Gaststraße 1. — Expedition: Gaststraße 1.

Nr. 9.

Donnerstag, den 21. Januar.

1886.

Abonnements-Einladung.

Für die Monate **Februar** und **März** eröffnen wir ein besonderes Abonnement auf die „Landeszeitung“ und beträgt der Preis für beide Monate

nur eine Mark.

Bestellungen werden für die Stadt Oldenburg und Osterburg in der Expedition, Gaststraße 1, und von den Zeitungsausgeberinnen, für auswärts von allen Kaiserl. Postanstalten und den Landbriefträgern jederzeit entgegengenommen.

Neu eintretende Abonnenten erhalten schon jetzt vom Tage der Anmeldung an die Zeitung regelmäßig und unentgeltlich zugestellt.

Dr. Bamberger's Rede in der Ausweisung-Debatte vom 16. Jan.

Ich hätte nicht Ursache zu reden, wenn nicht der letzte Redner aus der nationalliberalen Partei Veranlassung dazu gäbe, die ganz ungerechtfertigte Art seines Vorgehens zur Rechenschaft zu ziehen. Ich habe mir gesagt, ein solches maßloses Vorgehen gegen Kollegen, denen man den Mut ihrer Gesinnung selbst nicht zu bestreiten mag, richtet sich eigentlich von selbst. Wir debattieren nun schon zwei Tage, aber noch ist mir nicht klar geworden, wo denn das Wort von der hohen Gefährdung des deutschen Reichs seine Berechtigung hernimmt. Die Herren sagen immer, daß wir im preussischen Landtag Aufklärung erhalten werden. Der Abg. Marquardsen hat anerkannt, daß der Reichstag in dieser Frage kompetent sei, und doch will er, weil die deutsche Regierung verweigert Antwort zu geben, daß derselbe sich deswegen Schweigen auferlegen soll. Das ist doch höchst verwunderlich. Alle Hochachtung vor dem preussischen Landtag, aber hier handelt es sich um den Reichstag. Sind wir berechtigt, uns mit der Sache zu befassen, dann ist die Regierung verpflichtet, uns Antwort zu geben. Wenn sie dieses Recht leugnet, dann sollten wir uns schweigend davon trollen? Das ist Justiz und Logik, die bloß ein nationalliberales Gehirn verstehen kann. (Beifall links.) Wenn die Herren eine gewisse Schärfe beklagen, die

man hätte mildern sollen, so frage ich, woher denn diese Schärfe, diese Einseitigkeit? Weil man den Reichstag von vorn herein mit einer Abweisung, Zurücksetzung, Schärfe behandelt hat, die jede Vermittelung ausgeschlossen hat. Wenn Sie (die Nationalliberalen) da, wo Gefühle des Unwillens sich Luft machen, schulmeisterlich antworten: das gehört in den Partikularstaat, so ist das kein nationales Gefühl; und wenn Sie das nicht fühlen, so beklage ich das wegen meiner ehemaligen Zugehörigkeit zur nationalliberalen Partei doppelt. Ich empfinde über diese Verhandlungen eine tiefe Freude. Sie werden lustreinigend wirken für ganz Deutschland, sie werden zeigen, daß nicht alles, was die offiziellen Stimmen sagen, der Gesinnung des deutschen Volkes entspricht. Wir haben größere Pflichten als Partei zu nehmen für die Regierung; denn die Gesinnungen wechseln, aber die Nation ist ewig. (Beifall links.) Wir sind auch gewarnt, hier nicht einen unitarischen Konvent zu bilden. Ich habe keine Furcht vor der Anklage des Unitarismus; aber ich muß sagen, je länger ich das deutsche Volk beobachte, um so mehr sehe ich, daß die föderalistischen Neigungen tief in demselben eingewurzelt sind. Mit solchen Thatfachen muß man rechnen. Auch der Reichskanzler weiß zwischen Unitarismus und Föderalismus zu wechseln. Wir alten Politiker wissen, daß er zwei Pferde für seinen Wagen hat, ein Reichspferd und ein Staatspferd, die je nach Umständen vorgezogen werden. (Heiterkeit und Beifall links.) Herr Böttcher ist noch zu jung, er kennt das alte Postillionspiel noch nicht. (Sehr gut! Lebhafter Beifall links.) Wenn der Abgeordnete Böttcher sagt, die jetzige harte Maßregel der preussischen Regierung sei zur Befestigung der Folgen früherer Mißgriffe notwendig gewesen, so meine ich doch im Gegenteil, daß der, der diese Mißgriffe begangen hat und dafür verantwortlich ist, nun auch die Folgen tragen müsse, nicht aber ganz Unschuldige büßen lassen darf. Die Verwaltungsbeamten tragen nicht die Schuld an der Härte der Maßregel; sie haben überall so menschlich wie möglich gehandelt, so insbesondere auch zu meiner Freude unser Kollege v. Schlieckmann. Die Schuld und die Verantwortlichkeit fällt viel-

mehr allein der Regierung zur Last, welche die Maßregel angeordnet hat. Die Frage, ob die Ausweisungen gerechtfertigt waren, beantworten wir mit unzweideutigem Nein! Gerade wir standen und stehen zu den Polen im schärfsten Gegensatz, selbst in den wirtschaftlichen Fragen. Andererseits kann die Zähigkeit des Festhaltens dieser Nation an ihren Sitten noch nach einem Jahrhundert bei den deutschen Patrioten Meid erregen. Denn wären die Deutschen so solide, feste, feurige Patrioten, dann hätten wir jetzt nicht den Abgeordneten Simonis und die Gefährter von solchen Gesinnungen gegen uns erfüllt gesehen, dann wären wir 1870 in Straßburg und Metz ebenso empfangen worden, wie die Italiener in Mailand und Venedig. In dieser Beziehung weist der deutsche Charakter eine bedauerliche Lücke auf. (Sehr wahr!) An der gegenwärtigen dominierenden Stellung des Slaventums in Oesterreich, an der Unterdrückung des Deutschtums dort trägt unsere Regierung die Mitschuld. Es mag ja zu rechtfertigen sein vom Standpunkt der hohen Politik, daß man, um die österreichische Monarchie mit ihren slavischen Aspirationen eng mit Deutschland zu verbinden, die Deutschen in Oesterreich den Slaven preisgab; es mag das sogar vom Reichskanzler als ein patriotischer Akt angesehen werden; aber schuld ist die deutsche auswärtige Politik zum guten Teil daran, daß das Slaventum in Oesterreich jetzt mit solcher Verachtung auf das Deutschland herabsieht. Die Nationalliberalen thun heute so entrüstet über unser Zusammengehen mit dem Zentrum, haben Sie denn vergessen, daß vor fünf oder sechs Jahren der Reichskanzler die nationalliberale Partei dem Zentrum vor die Füße warf, um mit letzterem ein Bündnis zu schließen? Und als sie ihn ansahen, doch im Kulturkampf nicht nachzugeben, hat er ihnen da nicht zugerufen: Werde ich ein Narr sein und bei meiner Meinung bleiben, wenn es mir nicht mehr paßt! Jetzt werden Sie wieder ein bischen vorgezogen, jetzt giebt es wieder ein bischen Kulturkampf, weil man Sie brauchen zu können hofft für andere Zwecke — morgen kann das wieder umschlagen, dann sind Sie wieder böse und das Zentrum wieder das liebe Kind.

(Heiterkeit.) Die Zeiten können wieder kommen, wo dem Abgeordneten Windthorst auf der Soirée beim Reichskanzler der Rockärmel mit Punsch übergossen wurde, den dann der Reichskanzler selbst mit der Serviette abtrocknete. (Große Heiterkeit.) Vielleicht hat der Abgeordnete Windthorst zum Andenken an diese merkwürdige Begebenheit den Frack noch aufbewahrt, den er damals trug, um ihn für künftige Fälle wieder hervorzuholen (erneute Heiterkeit). Die Rede des Abg. Böttcher hat mich lebhaft an die alten Zeiten erinnert, wo ich noch nicht das Glück hatte, im deutschen Reichstage zu sitzen. Ich glaubte, die Rede Cassagnacs unter dem dritten Empire zu hören. Da wurden diejenigen, die Frankreichs Interessen den Interessen Napoleons gegenüberstellten, niedergeschrien. Solche Neben wurden 1870 gehalten, als zum Kriege gegen Preußen gekehrt wurde. Man schrie auch den alten Thiers nieder, der sich erhoben hatte, um zu warnen. An eine solche Sprache und an solche Szenen erinnerte mich die heutige Rede des Abg. Böttcher. Aus ihr sprach der Chauvinismus; ein fremdes Wort für einen fremden Begriff, da erst durch künstliche Machinationen in den Schöb den deutschen Gewohnheiten eingeführt worden ist. Es war der alte Säbel des Herrn v. Treitschke, der uns entgegengehalten wurde. (Heiterkeit.) Weshalb soll, wenn zweierlei Meinungen bestehen, die Einigkeit immer nur durch die Unterwerfung des Reichstages unter den Willen des Reichskanzlers hergestellt werden? Wie, wenn wir die Sache änderten, und die Einigkeit zu Stande käme, indem sich die Regierung dem Willen der Volksvertretung anbequeme? Das Ansehen des Reichstages und des Reiches würde sich dann nicht mindern, im Gegenteil würde man dann im Auslande sagen: „jetzt ist Deutschland eine glückliche Nation geworden.“ Auch Herr Böttcher warnt vor Konventgelüsten. Ich glaube, ein ganz klein Bißchen von der Macht des Konvents könnte uns gar nicht schaden. (Sehr richtig! links.) Das Volk interessiert sich nur deswegen für uns so wenig, weil wir keine Macht haben. Wir sind kaum die Karrikatur eines Konvents, geschweige ein Konvent selbst. Wir wissen auch ganz gut, daß der Reichskanzler dem Reichstag,

Signor Domino.

Roman von C. von Bernsfeldt.

(Fortsetzung.)

Bei Graf Kurt traf man auf Guido, der zu einem seiner täglichen Besuche gekommen war, und den Kurt, gegen seine sonstige kühle Haltung Guido gegenüber, heut zum Verweilen genötigt hatte, bis Dr. Dornstod und sein Begleiter von ihrer heraldischen Exkursion zurückkehrten. Des Obersten aus dieser Exkursion fünfter gewordenen Gesicht klärte sich hell auf, als er Guido erblickte, den er aus öfterem Zusammensein im Kreise der jungen Landbesitzer bereits kannte. Er streckte ihm die Hand entgegen und begrüßte ihn mit Herzlichkeit. Guido verhielt sich auffallend kühl; er war entweder verstimmt oder unaufmerksam, daß er die Wärme des Entgegenkommens seitens des Obersten eigentlich nicht entsprechend erwiderte. Letzterer schien es nicht zu bemerken, oder doch wohlwollend darüber hinwegzusehen. Er war ganz der liebenswürdige, geistvolle Mann des Salons im Gespräch mit den anderen Herren, den wortfarigen Guido nur zuweilen mit einem forschenden Blicke streifend, als suche er zu ergründen, was diesen in so ablehnende Stimmung versetzt. Guido empfahl sich bald, ohne auf das bevorstehende Mitkommen der beiden anderen Herren zu warten. Kurt lächelte ihm mit einem verholenen Seitenblick nach — ihm, wie auch dem Mexikaner, der bald darauf mit Dr. Dornstod gleichfalls ging.

Der Grund der Sache war, daß Kurt heute, während Don Gomez mit seinem gelehrten Cice-

rone abwesend war, durch einen geschickten Coup das erste Samenorn keimenden Unfriedens zwischen Guido und Don Gomez gelegt hatte, deren gelegentlicher Zusammenprall mit den Waffen in der Hand zu einem Lieblingsgedanken in Kurts Plänen geworden. Als Guido, von Kurt auf dessen Zimmer im Gespräch festgehalten verweilte, hatte er bemerkt, wie dieser beim Sprechen mechanisch mit einem zerissenen Blättchen Papier, anscheinend einem Briefzettel, spielte, bald die Stücke desselben zu einem Ganzen zusammenlegend, bald sie wieder übereinander werfend, um das Spiel zu wiederholen. — „Ernst“ — sagte er dabei plötzlich, wie in das Zusammensetzen des Kowerts vertieft — „dieses Stück muß so herum liegen — so — jetzt ist es richtig; Herr Baron von Ernst, hier.“

„Wie — was sagst Du?“ — fragte Guido, von dem Namen betroffen.

„Oh nichts — ich lese den Namen ab — ein zerissenes Kowert, das ich zusammensetze — eine Spielerei.“

„Sehr interessant, in der That“ — erwiderte Guido betreten, indem er sich vorbeugte, um den Namen auf dem Knuwert selbst zu lesen. — „In der That: Baron von Ernst! Merkwürdig.“

„Merkwürdig? Kennst Du den Namen?“ — fragte Kurt gleichgültig.

„Ich? — Oh, es käme darauf an . . . darf ich Dich fragen, wie das Kowert hierher gelangte?“

„Wahrscheinlich auf die einfachste Weise der Welt. Oberst Don Gomez wird es mit aus seiner Tasche gezogen haben, aus der er vorhin Papiere entnahm. Ich glaube mich zu entsinnen,

daß er das Couvert auf den Tisch bei Seite warf, ich fand es nachher dort und zerriß es, um es in den Papierkorb zu werfen. Darüber geriet ich mechanisch auf das Zusammensetzspiel . . . hast Du etwas mit dem Kowert? Nun, schon gut; ich will mich nicht in Deine Geheimnisse drängen.“

„In der That, der Name überraschte mich ein wenig. — Wie mag der Oberst zu dem Kowert gelangt sein? Es ist nicht an ihn gerichtet.“

„Was weiß ich! Der Oberst ist Lebemann, spanisches Feuerblut . . . vielleicht eine kleine Aventure, vielleicht der Wunsch, ein nützliches Infognito aufrecht zu erhalten . . . paß! Ich weiß ja nicht einmal, ob ich mich recht erinnere und das Kowert wirklich von dem Oberst herührt. Vielleicht hat es ein Diener mit herein-geschleppt.“ — Kurt lächelte cynisch; er warf die Stücke des Kowerts mit einer nachlässigen Bewegung in den seitwärts neben seinem Arbeitstisch stehenden Papierkorb.

Guido war bei den Worten Kurts das Blut zu Kopf geschossen. Eine kleine Aventure, der Wunsch, ein nützliches Infognito aufrecht zu erhalten! Guido wußte aus Rosas Mitteilungen, daß sich jener Schurke Baron von Ernst genannt, der das verwegene Entführungs-Attentat auf das junge Mädchen in Scene gesetzt, ihr mit wahrhaft teuflischer Schlaueit nachgestellt und jetzt hatte jenes Kowert eine Spur dieses Baron von Ernst gezeigt, welche zu dem Guido wohlbekannten Gomez führte, mochte dieser nun selbst der Baron Ernst sein oder irgendwie in Beziehung zu demselben stehen. Rose hatte den Baron geschildert als

einen Mann von großer Figur, schwarzem Haar und Bart, fein geschnittenem Gesicht. — Oberst Gomez war groß, sein Haar und Bart schwarz, seine Züge edel geschnitten! War er jener Schurke — er, der Guido stets mit so ersichtlicher Freundschaft entgegengekommen und für den auch Guido seinerseits stets eine wirkliche Zuneigung empfunden? Hatte Guido sich so vollständig über diesen Mann getäuscht, oder führte ihn darin nur ein häßlicher Zufall irre, eine Verwechslung, welche Kurt das Kowert als Gomez gehörig betrachten ließ, während dasselbe vielleicht gar nicht in dessen Händen gewesen? Aber der Argwohn, von Kurt so geschickt ausgefacht, saß einmal in Guidos Herzen, und dieser war zu fremd aller Heuchelei, um dem Obersten die gewohnte Herzlichkeit zeigen zu können, die er heut nicht fühlte. Er empfand, daß sein Benehmen gegen Gomez kühl, gezwungen war, und vermochte doch nicht, dies durch erkünstelte Höflichkeit zu übertünchen. Um sich nicht dadurch mehr zu verraten, als er, ohne sein Verhältnis zu Rose argwöhnen zu lassen, wagen durfte, zog er sich zurück. Er ging, Mißtrauen und ein aufsteigendes feindseliges Gefühl gegen Gomez im Herzen, den er, sobald sich eine schickliche Gelegenheit dazu fände, wegen seiner Beziehung zu jenem Baron Ernst direkt zur Rede zu stellen entschlossen war. Kurt hatte, was er zunächst gewollt, erreicht: es war eine Saat zwischen Guido und dem Mexikaner ausgestreut, die böse Frucht zu tragen nicht verschlen konnte — wenn man sie nur ein wenig pflegte und zum Gedeihen brachte!

